

der Ehrenlegion. Vor solchem Mannesmut zog auch der Korse den Hut.

Als die Preußen im Besitz des Kirchhofs von Leuthen waren, wichen auch die letzten österreichischen Truppen aus dem Dorf gegen den Windmühlhügel zurück. Es war vier Uhr, als die dünne preußische Linie, auf fast viertausend Schritt auseinandergezogen, durch Leuthen und rechts und links um das Dorf herum gegen die österreichischen Massen, die nördlich Leuthen standen, vorging. Die gut postierten und gut bedienten österreichischen Batterien auf dem Windmühlhügel richteten ein mörderisches Feuer gegen die preußische Linie und namentlich gegen den linken, durch den blutigen Kampf um Leuthen besonders mitgenommenen Flügel. Während die Preußen in Leuthen noch heftig im Straßenkampf verwickelt waren, hatte der kaiserliche Marschall Graf Daun mit einigen frischen Bataillonen seines rechten Flügels, unterstützt durch das heftige Geschützfeuer, einen Vorstoß gegen die preußische Linke gewagt, um sie vom Westende des Dorfes abzudrängen und das Dorf wieder zu nehmen. Und in der That gelang es, einige preußische Bataillone zum Weichen zu bringen. Es war nahe daran, daß eine Panik entstanden wäre. Da riß der Leutnant von Rehow das letzte Bataillon des zweiten Treffens vor und warf es gegen den Feind. Das mutige Vorgehen dieses Bataillons entfachte wieder den Mut der Weichenden, und gleichzeitig mit der endgültigen Eroberung des Dorfes Leuthen ging der verlängerte linke Flügel der Preußen gegen den Windmühlenberg vor.

Aber der Feind hielt seine Stellung mit Zähigkeit. In der Nähe der Windmühlen standen die Österreicher, zusammengekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge, an hundert Mann hoch hintereinander. Das siegreiche Vorgehen der Preußen wurde außerdem durch einen tiefen Graben, der sich am Nordende des Dorfes entlang zog, sehr erschwert. Aus den dichten Reihen der Österreicher prasselte ihnen ein Bleihagel entgegen, die Kartätschen der österreichischen Bataillonsgeschütze rissen breite Lücken, das letzte Bataillon des zweiten Treffens war eingesezt, — die Schlacht stand. Noch war keine Entscheidung abzusehen und schon sank die Dämmerung des frühnachtenden Dezembertages. Das Einzige, womit der König seine Infanterie noch unterstützen konnte, war die Verstärkung der Brummerbatterie am Butterberg. Er ließ dort eine zweite Batterie, die bisher hinter dem Zentrum gehalten hatte, auffahren. Die Batterien hatten sich gut eingeschossen, und hatten in den dichten feindlichen Massen jenseits Leuthen gute Zielscheiben; aber mit hereinbrechender Dunkelheit hätten sie erlahmen müssen.

Diesen Augenblick, in welchem die Schlacht sozusagen auf einem toten Punkt stand und über einen wütenden Zweikampf der Geschütze und Musketen nicht hinaus wollte, hielt der Graf Lucchesi, der mit seinen Schwadronen zwischen Heidau und Frobelwitz stand, für glücklich genug, den stark engagierten und augenscheinlich ohne Deckung bloßliegenden preußischen linken Flügel anzugreifen. Und in der That hätte ein wuchtiger An-



griff für die preussische Linie die bedenklichsten Folgen haben können. Wohl mochte den tapferen heißblütigen Italiener, der durch sein unzeitiges Drängen um Unterstützung die üble Lage zum großen Teil verschuldet hatte, der Wunsch beseelen, mit einer kühnen Reiterattacke alles wieder herzustellen oder gar den Erfolg für Oesterreichs Fahnen zu erzwingen. Hatte nicht auch die tapfere Kavallerie schließlich bei Kolin den Sieg gerettet?

Graf Lucchesi schiebt sich also sacht aus seiner Stellung vor und sucht ein Angriffsfeld zwischen dem Butterberg und Leuthen gegen den ihm ungedeckt erscheinenden preussischen Flügel. Aber er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und dieser Wirt ist Georg Wilhelm von Driesen, seines Zeichens preussischer Generalleutnant, der mit seinen vierzig Schwadronen wohlgedeckt hinter dem Sophienberg steht und ein scharfes Auge auf den Gang der Dinge hat, denn der König hat ihm auf die Seele gebunden, den linken Flügel der Infanterie unter allen Umständen zu decken, und Herr von Driesen ist ganz der Mann dazu. Ein gelehrter Mann, der seinerzeit Theologie studiert hatte, bis der Soldatenkönig den Sattel geeigneter für ihn hielt als die Kanzel. Aber er blieb zeitlebens ein Bücherfreund. Er war damals 57 Jahre alt, ein Choleriker mit gutmütiger Grundstimmung und stark beleibt, sein Pferd hatte an ihm zu tragen. Der König hielt große Stücke auf den Mann, hatte ihn nach der Revue von 1754 durch ein reiches Geldgeschenk ausgezeichnet, und wußte wohl, daß er

auch hier ein schweres Amt den besten Händen anvertraut hatte.

Unter Driesen ritten die Generalmajore von Bredow, von Normann und der Alte von Krocow. Dieser Krocow war erst vor vierzehn Tagen bei Breslau am Fuß schwer verwundet worden. Er hatte den verletzten Fuß in den schweren Kürassierstiefel gezwängt und sich trotz seines Wundfiebers in den Sattel heben lassen. Wo solche Leute wachten und ritten, durfte Lucchesi auf einen heißen Empfang gefaßt sein.

Graf Lucchesi glaubt inzwischen die richtige Höhe für seinen Angriff erreicht zu haben. Schon hat er seine Reiter aufmarschieren lassen, um zur Attacke anzureiten, nicht ahnend, daß er, der einen Gegner in der Flanke fassen will, seine eigene Flanke selbst wie auf dem Präsentierteller darbietet. Denn plötzlich brausen Driesens Schwadronen zwischen Radardorf und dem Sophienberg hindurch, den abfallenden Geländehang hinunter und fallen ihn wütend an. Ein pallaschschwingender, rasselnder, stampfender Halbkreis umfaßt seine Flanke und seinen Rücken, er wird völlig überrascht. Vergeblich versucht er, sich hinter die selbst im verzweifeltsten Kampf stehende Infanterie zurückzuziehen, vergeblich versuchen die braven Kürassierregimenter Erzherzog Leopold, Serbelloni und Benedikt Daun zur Front einzuschwenken und den Angriff abzuwehren. Für Augenblicke beginnt ein wütender Nahkampf, aber nur für Augenblicke. Dem gewaltigen Druck, den Driesen ausübt, kann niemand widerstehen. Baireuth-Drägoner



in der linken Flanke, Puttkammer-Husaren im Rücken und, plötzlich heranrasselnd mit den dreißig Reserve-schwadronen, den Prinz Eugen von Württemberg in der Front, — das ist zuviel. Das wilde Getümmel und Schwertgeklirr wird gegen die österreichische Infanterie geworfen; die Hilfe, die Lucchesi bringen wollte, wandelt sich in unabwendbares Verderben. Der heißblütige italienische Graf will den Tag nicht überleben, er wirft sich selbst ins Handgemenge und findet den Tod, den er sucht. Seine zersprengten Schwadronen, gegen die Infanterie geworfen und von den preussischen Reitern heftig verfolgt, tragen Verwirrung in die eigenen Reihen, und in diesem Augenblick greift mit viel tausendstimmigem Hurra auch die preussische Infanterielinie ein, Kolben und Bajonett brechen den letzten Widerstand. Auf der Windmühlhöhe bei den Batterien halten sich noch als eiserne Legion einige Bataillone der Regimenter Wallis und Durlach. Aber die tapferen Soldaten ihrer Kaiserin kämpfen für eine verlorene Sache. Generalmajor von Meyer mit seinen Baireuth- Dragonern und Karabiniers überreitet sie, und zugleich sind von Borne her die drei Freibataillone unter Oberst von Angelelli im Lauffschritt angelangt und werfen sich mit dem Bajonett gegen die Trümmer der braven Bataillone, die sich verzweifelt gegen die Reiter zu wehren suchen, was nicht tot am Boden liegt, fällt in Gefangenschaft. Ein gleiches Geschick bereitet das Grenadierbataillon Schenkendorff den tapferen Weißröcken der österreichischen Artillerie, die ihre Geschütze nicht verlassen wollen.



Aus Nehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand Leipzig.

### Das Schloß von Deutsch-Lissa.

Nach einer Originalaufnahme.

Links auf dem Bilde, zwischen Baum und Laterne, wo der Knabe steht, führt die Treppe hinunter, die Friedrich der Große benutzte, um ins Schloß zu gelangen.



Ehre diesen Männern, die für Oesterreichs Waffenruhm  
Leben und Freiheit opferten!

Als gegen 5 Uhr die Dunkelheit hereinbrach, war  
König Friedrich auf allen Punkten Sieger. „Hätte es  
den Preußen“, sagte er später selbst, „zuletzt nicht an  
Tageslicht gefehlt, so wäre diese Schlacht die entscheidendste  
des Jahrhunderts gewesen.“ Als solche, als den größten  
Sieg des 18. Jahrhunderts, hat sie dennoch die Geschichte  
anerkannt. In völliger Auflösung flutete die flüchtige  
Armee des Erzhauses den Ufern der Weisritz zu und  
versuchte die Ubergänge nach Lissa zu gewinnen. Ganze  
Bataillone warfen ihre Waffen fort. Die nachsetzende  
preussische Kavallerie machte Tausende zu Gefangenen.  
Ein Kornet vom Zieten-Regiment griff mit zehn Hu-  
saren einen Trupp von hundert Mann auf und brachte  
ihn vor den König, der den Kornet darob zum Ritt-  
meister ernannte. Von dem tapferen Regiment Rot-  
Würzburg, das den Kirchhof von Leuthen verteidigt  
hatte, sammelten sich im ganzen nur ungefähr zwei-  
hundertundsechzig Mann, und es waren ihrer eintausend-  
achthundert gewesen! Vom Regiment Baden-Durlach,  
das bis zuletzt auf der Windmühlhöhe standhielt, ver-  
ließen ein Offizier und acht Mann das Schlachtfeld.  
Wahrlich, Alt-Oesterreich hatte Jung-Preußen den Sieg  
sauer genug gemacht.

Die Feldherren des Erzhauses hatten zu den Waffen  
gestanden wie der letzte Grenadier. Außer dem General  
der Kavallerie Graf Lucchesi blieben der Generalfeld-  
Wachtmeister Prinz Stolberg und Generalmajor Baron



Otterwolf tot auf dem Platze. Der tapfere Sachse Generalleutnant von Nostitz erlag in preussischer Gefangenschaft seinen vierzehn Wunden. Viele der hohen Führer waren leicht und schwer verwundet, auch der tapfere Leopold Daun hatte eine Quetschung davongetragen.

Auf preussischer Seite blieb der Generalmajor Caspar Friedrich von Rohr. Vierzehn Tage früher bei Breslau hatte ihn die Kugel verschont. Er war ein Riese von Gestalt, man nannte ihn in der Armee „den langen Rohr.“ Als er seine Grenadierbataillone von Unruh und von Kleist, den Degen in der Faust, gegen den Feind führte, zerriß ihm ein Kartätschensplitter die Brust. Er starb sieben Tage später zu Radardorf und liegt vor dem Altar der dortigen Kirche begraben. — Dem Generalmajor Johann Sigmund von Lattorf, der unter Prinz Karl von Bevern am rechten Flügel die Bataillone Misseburg und Bornstedt kommandierte, riß eine Kugel das linke Auge fort. „Er sahe aber,“ schreibt sein Biograph, „mit dem rechten den Feind die völlige Flucht nehmen, und dies tröstete ihn über seinen Verlust.“ Männer, Männer!

Prinz Moritz von Dessau, der in übermenschlicher Kühnheit Bataillon auf Bataillon selbst an den Feind führte, bewies hier einmal wieder, daß das Blut des alten Dessauers in seinen Adern floß. Seinem Pferde wurde Gebiß und Zaumzeug weggeschossen; als er ein zweites besteigen wollte, um das Regiment Winterfeldt vorzuführen, brach auch dies, von mehreren Kugeln getroffen, unter ihm zusammen, und ein Streifschuß traf

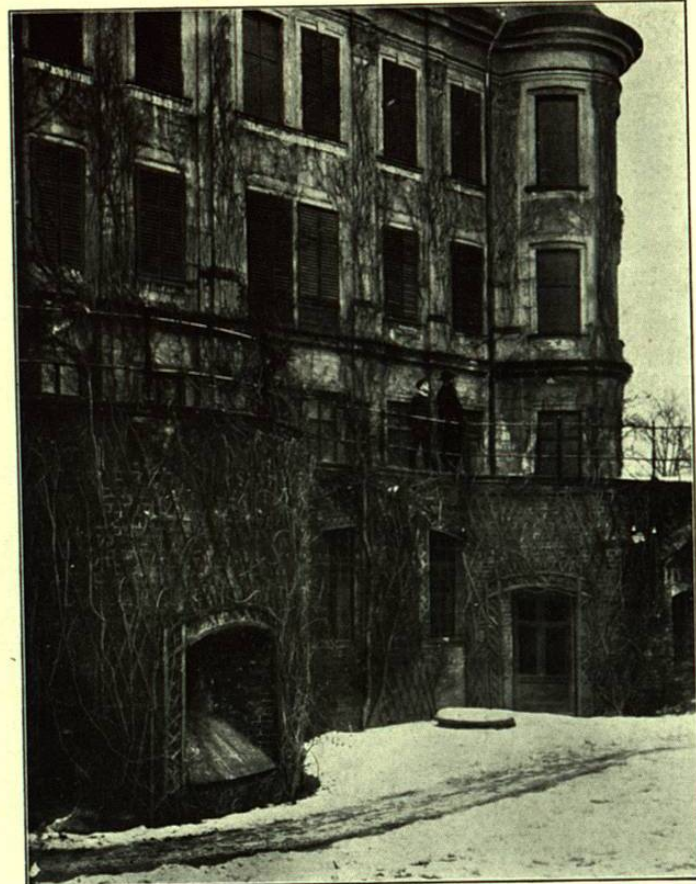
seinen Schenkel. Kaltblütig bestieg er ein drittes Tier. Noch auf dem Felde ernannte Friedrich den treuen Mann zum Feldmarschall. „Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!“ rief der König heranreitend dem Fürsten zu. Aber Moritz war gerade mit der Neuordnung eines Regiments beschäftigt und überhörte den Gruß. Der König ritt näher. „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratuliere, Herr Feldmarschall? Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat.“ Mit diesen Worten hat der dankbare König dem Fürsten ein unvergängliches Denkmal in den Büchern der Geschichte gesetzt und ihn mit hinaufgerissen zur Unsterblichkeit. Ach, das Sterbliche in Moritz sollte nur zu bald dem Tode verfallen. Der tapfere Mann hat seine Person nie geschont, und der dichteste Kugelregen war ihm eben recht. Aber ein so schöner Tod, wie seine Kameraden Schwerin und Winterfeldt ihn fanden, ward ihm nicht zuteil. In dem nächtlichen Morden von Hochkirch trug er eine schwere Bauchwunde davon. Seine kräftige Natur überwand auch das, — er genas, um zu sterben. Ein furchtbares Krebsleiden an der Unterlippe ließ ihn schmählich dahinsiechen. Er starb drei Jahre nach der Leuthener Schlacht, und wäre doch noch so nötig gewesen für König Friedrich und sein Ringen! Er war ein Altersgenosse des Königs und wurde nur achtundvierzig Jahre alt.

Aber auch eine Reihe von Tüchten namenlosen Heldentums sind uns von jenem Tage überliefert. Der bayrische



General Graf Kreith traf auf einen preussischen Grenadier, dem beide Beine zerschossen waren und der, in seinem Blute schwimmend, die Tabakspfeife im Munde, am Boden lag. „Kamerad,“ rief erstaunt der General, „wie ist es möglich, daß Ihr in einem so schrecklichen Zustand noch Tabak rauchen mögt, der Tod ist Euch ja nahe!“ Kaltblütig nahm der Grenadier die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Was ist an mir gelegen, sterb' ich doch für meinen König.“ — Ein anderer wurde gesehen, wie er, sein verwundetes Bein nachschleppend, auf zwei Gewehre gestützt, dahergehumpelt kam. Es war ein Soldat vom Regiment Forcade. „Dieser Mensch,“ sagt ein Augenzeuge, „übertraf vielleicht den größten stoischen Weisen. Er rief uns und seinen Kameraden mit dem muntersten Gesichte zu: Es geht alles gut, marschirt nur tapfer zu! Welcher gemeine Soldat würde durch diese Rede nicht Mut bekommen haben, wenn er auch von Furcht ganz besessen gewesen wäre.“ — In einer zerschossenen Scheune in Leuthen fand man auf Stroh gebettet einen österreichischen Offizier, der zu Tode verwundet war. Er stöhnte vor Schmerzen, aber gleichzeitig klagte sein Mund nicht über sein eigenes Leid, sondern über das seiner Kaiserin. „Ach, was wird die arme Frau sagen, — die arme Frau, was wird sie sagen!“

Auch die weiteren Erlebnisse des braven Fahnenjunkers von Barsewisch, den wir für tot hinter dem Kiefernberg von Sagschütz hatten liegen lassen, zeugen für den seltenen heldischen und kameradschaftlichen Geist, der Preußens Heer besellte. Er erzählt weiter:



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

### Schloß von Deutsch-Lissa.

Nach einer Originalaufnahme.

Die Tür rechts unten führt in die Wirtschaftsräume des Schloßes und sie wurde von Friedrich dem Großen benutzt, um in das Schloß zu gelangen. Die vier Fenster rechts oben im zweiten Stock bilden die Fensterfront des Saales, in welchem Friedrich den österreichischen Offizieren begegnete und zu Nacht speiste.



„Ich mochte wohl eine gute Stunde auf der Stelle, da ich vor todt niederstürzte, von einer Musqueten Kugel im Halße getroffen, gelegen haben, als ein Tambour vom Regiment mir anfaßte und riff: „Junfer leben Sie oder seint sie todt?“ — So wie mir der Tambour einige Male angerühret hatte, und mich umgedrehet, denn ich lag wie ich beim avanciren niedergestürzt war auf dem Gesicht, sagte ich mit großer Mühe, ich wüßte nicht, was mir fehlte. Nun faßte er mir bei der Hand und sagte: „stehen Sie auf, hier können Sie noch sollens todtschossen werden.“ Indem er mir aufrichtete, stürzte mir das Blut hauffenweise aus dem Halße und nun fiel ich von neuem nieder, aber der brave Tambour machte mir so gleich die Halsbinde loß und halff mir auf die Füße, und sagte: „Junfer, kommen Sie, wir wollen uns hinter der Schanze setzen und dortten will ich Ihnen Ihre Wunde verbinden.“ Da nun die Kugeln vom Feinde diesen Platz häufig erreichten, so nam der Tambour mir bey der Hand und führete mir hinter dem Wald und hinter der Schanze. Auf dem Wege dahin erhielt ich noch eine kleine Contusion von einer Kayserlichen Gewehr Kugel an der linken Wade, die nicht unerheblich schrinnte. Sobald ich mir gesetzt hatte, band mir der Tambour, nachdem er mir das Blut abgewischet, einen Tuch um den Hals. Unter der Zeit flogen uns 6 bis 7 Kayserliche Canonen Kugeln über dem Kopf, einige fielen sogar ganz nahe bey uns nieder, so war es auch dortten nicht Zeit lange zu bleiben. So machten wir uns wieder auf. Das Gehen war mir



anfänglich, weil die Kugel mir zwischen denen Schultern im Fleisch saß, außerordentlich empfindlich, indem sich die Kugel so zu sagen bei jedem Schritte senkete, und daher außerordentlich schwer zu tragen war. Wir suchten einen Feldscher, aber wir fanden keinen ehender, bis wir in ein kleines Dorff Namens (Gohlau?) eintraffen. Dortten war ein Vorwerk und ein ziemlich wohl gebautes Land Haus. So wie ich in der Stube trat, sahe ich sogleich meinen Compagnie Feldscher Wohlgemuth, dem ich dem Morgen nach der Gefangennehmung meines Croaten gebeten hatte zu Camersdorff, mir auf der Wahl Statt aufzusuchen und zu verbinden. Dieser war eben im Begriff einen Lieutenant vom Regiment Namens von Kreckwitz, welcher an der linken Lende im dicken Fleisch einen Streif Schuß durch einer Canonen Kugel dergestalt erhalten hatte, daß das Fleisch bis auf den Knochen föllig davon abgelöst war, zu verbinden.

„Wo kommen Sie her, Herr von Barsewisch“ sagte der Feldscher. Ich antwortete: „ich habe Ihnen ja heute Morgen bestellet, kommen Sie daher und verbinden Sie mir, so bald Sie mit dem Herrn Lieutenant seinen Verband fertig seint.“ Ich mußte dem von Kreckwitz trotz seiner heftigen Schmerzen den Traum erzählen, welcher sich außerordentlich darüber wunderte und dem Feldscher, sobald er verbunden war, befahl, mir sogleich zu verbinden, und da er erfuhr, daß meine Wunde bey guter Pflege noch wiederum couriret werden könnte, freute er sich sehr darüber.

Der Wirth des Hauses hatte nicht nur mit uns, sondern auch mit alle Blessirte so nach der Zeit dahin gebracht wurden, ein besonderes Mitleiden. Er setzte uns Alles vor, was in seinem Vermögen war.

Der Lieutenant von Kreckwitz schickte sogleich seinem Bedienten zu Pferde nach dem nahesten Dorff hinter der Fronte und ließ einen Bauerwagen mit Stroh belegt holen, um darauf nach Neumark zu fahren, weil dortten das Lazareth und von unsere Truppen besetzt war. Unter der Zeit erzählte ich, so viel ich konnte, dem von Kreckwitz, daß wir bereits das 2te und bey meinem Weggehen unser Regiment nach meinem Dafürhalten bereits das 3te feindliche Treffen in der Flucht getrieben hatte, worüber er sich sehr erfreute, indem er von den 7 Canonen des erstem feindlichen Treffens schon am Graben seine schwere Verwundung erhalten hatte.

Er versprach mir, er wollte vor meiner Pflege und Bequemlichkeit sorgen, ich sollte auch auf dem Wagen, so er holen ließ, mit ihm nach Neumark fahren und bey ihm logiren. Dieses war vor mir nun ein besonderer Trost und eine sichtbare Hülfe, so mir von dem treuen Gott in meiner Not zugeführt wurde. Es wehrte nun nicht lange und es war noch nicht föllig Abend, als der Bediente mit seinem Wagen eintraff. Wir hatten nicht viel Zeit hier zu säumen, indem die feindlichen Husaren eben sowohl als unsere eigenen um dem Dorffe, so nahe an ein Gebüsch lag, schwärmten und beständig mit einander harmucierten.



Indem nun der Wagen vor der Thür stand und der von Kredwitz sich auf selbigem tragen ließ, so brachten 4 Soldaten einen Lieutenant von Schladen vom Prinz Carl'schen Regiment und legten selbigen auf dem Wagen, unserer Vörstellungen ohnerachtet. Da nun der Wagen sehr schmal war und darauf nicht mehr als Zwei Platz hatten, gelegt zu werden, so mußte ich davon abstehen mitzufahren. Aber der wohldenkende von Kredwitz sagte zu mir: „Junker, es thut mir leid, daß Sie wieder meinen Willen auf dem Wagen keinen Platz finden, versuchen Sie, ob Sie nicht auf mein Pferd mit uns reiten können.“ Es blieb mir daher weiter nichts übrig, als mir sogleich auf dem Pferde helfen zu lassen, indem ich wegen der vielen Schmerzen sehr unbehülflich war und besonders den linken Arm nicht gebrauchen konnte. Wie ich zu Pferde war stand ich viel aus, mit der Zeit aber ging es besser und ich konnte doch dem Wagen folgen.

Wie wir ungefähr eine halbe Stunde unseren Weg fortgesetzt hatten, kam ein Sieten'scher Husar mit einem Gefangenen am Zügel hinter uns her und rufte, wir möchten einwenig stille halten. Da derselbe nun bey uns eintraff, so sagte er: „meine Herrn ich sehe Sie seint Blessierete, hier bringe ich Ihnen einen Regiments Feldscher, dem nehmen Sie mit, der kann Ihnen helfen. Ich habe eine gute Beute von ihm erhalten, daher wollte ich ihn auch gerne in guter Verwahrung und Gesellschaft abliefern.“ Dieser war uns nun ein sehr willkommener Gefangener. Er mußte daher sein





Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

#### Gefechtsfeld der Reiterschlacht Driesen-Luchesi.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Das Vorterrain des Bildes zeigt das Gefechtsfeld des großen entscheidenden Reiterangriffs des Generals von Driesen auf den Grafen Luchesi südwestlich der Straße Groß Heidau-Leuthen. Im Hintergrunde erblickt man den Schönberg mit Siegesänle.



Pferd an dem Zieten'schen Husaren abliefern und auf dem Wagen, so gut es die Umstände erlaubten stehen und so die Fahrt mitmachen. Der Gefangene war vom Modena'schen Kürassier Regiment, ein Niederländer von der französischen Grenze, sprach daher kein Wort teutsch. Da er aber die Chirurgie auf der anatomie Schule zu Lion erlernt, so war er in seiner Kunst sehr geschickt und that uns in der Folge ganz vortreffliche Dienste.

Wir hatten bis Neumark zwey gute Meilen und trafen also erstlich bey der finsternen Nacht gegen 8 Uhr dortten ein, da wir aber die ersten Blessireten, so daselbst ankamen, waren: so fanden wir bald ein Quartier und eine breite Stube in der zweiten Etage bei einem Schuster. So bald wir nun etwas Speise so gut es die Umstände erlaubten, und der Apetit es zuließ zu uns genommen hatten, sorgte der von Kreckwitz sogleich vor mir, daß der Wirth ein Bett vor mir besorgte, indem der Regiments Feldscher ihm sagte, daß meine Wunde gefährlich sei und eine besondere Aufsicht und gute Pflege zu meiner Genesung nothwendig sei.

Der Herr Regiments Feldscher untersuchte meine Wunde genau und fand, daß ich mir bei dem Reiten außerordentlich erhitzt, und daß das Bluth dadurch in starker Wallung gebracht war. Er sagte die Kugel müsse sogleich noch diesen Abend, da selbige noch zu fühlen sei, ausgeschnitten werden. Weil ihm aber der Husar außer 100 Ducaten auch seyn silbernes und ganz vorzügliches gutes Verbindzeug und seyne Instrumente